

AK Kirche & Sport der EKD

46. Studienkurs „Rassismus als Phänomen der globalisierten Welt: Herausforderung für Kirche und Sport!“

Bibelarbeit

Sils/Maria, 2. März 2016

Pfarrerin Maike Goldhahn, München

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde von Kirche und Sport,

im letzten Jahr begann ich meine Bibelarbeit mit einem Münchner Restaurant. Auch in diesem Jahr stelle ich den Lokalkolorit der Isarmetropole an den Anfang. Sie werden den folgenden Lehrer-Schüler-Dialog vielleicht kennen.

Karl Valentin: Die Fremden (1940)¹

Professor: So! – Wir haben also in der letzten Unterrichtsstunde über die Filzpantoffel gesprochen und behandeln heute das Hemd. Wer von euch weiß zufällig einen Reim auf „Hemd“?

Valentin: Auf Hemd reimt sich „fremd“.

Professor: Sehr gut! Und wie heißt die Mehrzahl von „fremd“?

Valentin: Die Fremden.

Professor: Jawohl, die Fremden. – Und aus was bestehen die Fremden?

Valentin: Aus „fremd“ und aus „den“.

¹ Veit, Elisabeth (Hrsg.): Das Beste von Karl Valentin. München ¹²2014, S. 36-38.

Professor: Sehr gut! – – Und was ist ein „Fremder“?

Valentin: Fleisch – Gemüse – Mehlspeisen – Obst usw.

Professor: Nein! – Nein! – Nicht was er ißt, sondern was er tut.

Valentin: Er reist ab.

Professor: Sehr richtig! – Er kommt aber auch an – und ist dann ein Fremder. – Bleibt er dann für immer ein Fremder?

Valentin: Nein! – Ein Fremder bleibt nicht immer ein Fremder.

Professor: Wieso?

Valentin: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

Professor: Das ist nicht unrichtig. – Und warum fühlt sich ein Fremder nur in der Fremde fremd?

Valentin: Weil jeder Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist, und zwar so lange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt – dann ist er kein Fremder mehr.

Professor: Ausgezeichnet! – Wenn aber ein Fremder schon lange in der Fremde ist, – ist das dann auch ein Fremder? Oder ist das ein Nichtmehrfremder?

Valentin: Jawohl, das ist ein Nichtmehrfremder; aber es kann diesem Nichtmehrfremden – unbewußt – doch noch einiges fremd sein.

Professor: Was zum Beispiel?

Valentin: Den meisten Münchnern z.B. ist das Hofbräuhaus nicht fremd – hingegen ihnen die meisten Museen fremd sind.

Professor: Sehr richtig! – Dann kann also der Einheimische in seiner eigenen Vaterstadt zugleich noch ein Fremder sein. – Es gibt aber auch Fremde unter Fremden! Wie verstehen Sie das?

Valentin: Fremde unter Fremden sind – so wie ich mir das vorstelle –, wenn Fremde mit dem Zug über eine Brücke fahren und ein anderer Eisenbahnzug mit Fremden unter derselben durchfährt, so sind die durchfahrenden Fremden – Fremde unter Fremden, was Sie, Herr Professor, wahrscheinlich nicht so schnell begreifen werden.

Professor: Leicht fällt es mir nicht! Aber nun wieder zum Thema. – Und was sind „Einheimische“?

Valentin: Einheimische sind das Gegenteil von Fremde. Aber dem Einheimischen sind die fremdesten Fremden nicht fremd, – er kennt zwar den Fremden persönlich nicht, merkt aber sofort, daß es sich um einen Fremden handelt, bzw. um Fremde handelt; zumal, wenn diese Fremden in einem Fremdenomnibus durch die Stadt fahren.

Professor: Wie ist es nun, wenn ein Fremder von einem Fremden eine Auskunft will?

Valentin: Sehr einfach. – Frägt ein Fremder in einer fremden Stadt einen Fremden um irgend etwas, was ihm fremd ist, so sagt der Fremde zu dem Fremden: „Das ist mir leider fremd, ich bin hier nämlich selber fremd.“

Professor: Das Gegenteil von fremd ist bekannt. Ist Ihnen das klar?

Valentin: Eigentlich ja! Denn, wenn z.B. ein Fremder einen Bekannten hat, so muß ihm dieser Bekannte zuerst fremd gewesen sein, – aber durch das gegenseitige Bekanntwerden sind sich die beiden nicht mehr fremd. Wenn aber diese beiden Bekannten zusammen in eine fremde Stadt reisen, so sind diese zwei Bekannten dort für die Einheimischen wieder Fremde geworden. – Sollten sich

diese beiden Bekannten hundert Jahre in dieser fremden Stadt aufhalten, so sind sie auch dort den Einheimischen nicht mehr fremd.

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.“ Karl Valentin (1882-1948), der treffsichere melancholische Komiker hat es auf den Punkt gebracht. Und damit ein geflügeltes Wort geschaffen. Jeder Mensch ist in seinem nahen Umfeld ein Bekannter. Und er wird zum Fremden, sobald er seinen Radius nur etwas darüber hinaus erweitert. Karl Valentin wusste, wovon er sprach. Sein Vater kam aus dem hessischen Darmstadt, seine Mutter stammte aus Zittau und war damit Sächsin. Die Familie wohnte in der Au, einem an der Isar gelegenen Vorort Münchens. Dort wohnten einfache Leute, kleine Handwerker, Arbeiter, Angestellte. Allein der hessische und der sächsische Dialekt dürften das Ehepaar Fey, die Eltern Valentins, mitten im Münchner Slang als Fremde gekennzeichnet haben. Sie fühlten sich wohl fremd, bis sie sich nicht mehr fremd fühlten – dann waren sie keine Fremder mehr. Die nächste Generation, Karl Valentin also, blickte Zeit seines Lebens voller Glück auf seine Kindheit in der Au zurück, die ihm zur Heimat geworden war.

Fremde sind fremd. Das ist das Problem mit ihnen. So ist es in Karl Valentins Dialog und so ist es verkürzt gesagt auch in Bautzen, Clausnitz und Vorrä. Das Unbehagen mit den Fremden kann man auch in biblischen Texten finden. Es führt zu Abgrenzung, die in Worten artikuliert wird oder zeichenhaft sichtbar gemacht wird. Es kommt zu gewalttätiger Auseinandersetzung und zu kriegerischen Kämpfen mit denen, die anders sind, die nicht zur Gruppe gehören, die vor allem eine andere Religion haben. Dennoch finde ich es nicht angemessen, von Rassismus in der Bibel zu reden. Zumindest dann nicht, wenn „Rassismus“ als terminus technicus verwendet wird, der wissenschaftlich definiert ist.

Michael Banton² (*1926), der britische Soziologe, beschreibt die Entwicklung des Begriffs „Rassismus“ in fünf verschiedenen Verwendungsweisen. Das Wort wurde in den 1930er Jahren geprägt. Damals bezeichnete es in der Rückschau auf das 19. Jahrhundert zwei Formen des sogenannten „wissenschaftlichen Rassismus“. Die typologische Theorie ging davon aus, dass Unterschiede in Aussehen, Konstitution und Verhalten regional verorteter Gruppen von Menschen ihren Ursprung in der Anpassung an das Herkunftsgebiet haben. Wie ich werde, hängt also davon ab, wo ich geboren werde. Feindseligkeit gegenüber Gruppen aus anderen zoologischen Gebieten sei angeboren und manchmal stärker, manchmal weniger stark ausgeprägt. Auf jeden Fall aber ein natürlicher Instinkt. Während die typologische Theorie auf den Ursprung blickte, wendete die selektionistische Theorie den Blick nach vorn. Ziel müsse sein, reine Rassen in der Zukunft zu schaffen. Dazu gelte es, die Vermischung unterschiedlicher Populationen zu verhindern. In Klammern sei angemerkt, dass die Nationalsozialisten sich ihr Weltbild nicht von Wissenschaftlern erstellen lassen wollten. Deswegen bedienten sie sich einfach eklektionistisch bei beiden Theorien, so wie es ihnen gerade passte.

Bis in die 1960er Jahre wurde der Begriff in einer dritten Variante verwendet, um Theorien zu benennen, die davon ausgingen, dass genetisch bedingte Rasse kollektiv errungene Kultur determiniere. Also: unsere kulturellen Errungenschaften hängen an unseren Genen. Diese Theorien kommen zum Schluss der rassistischen Überlegenheit Weißer. Im Widerstand dagegen bekam der Begriff „Rassismus“ durch die erstarkende Black-Power-Bewegung eine deutlich negative Konnotation. Im Marxismus wurde der Begriff in einer vierten Form dazu verwendet, die Ausbeutung ganzer Menschengruppen aufgrund von Rassekategorien zu kennzeichnen. Seit den 1980er Jahren schließlich wird der Begriff gebraucht, um das Phänomen rassistisch motivierter Diskriminierung zu beschreiben. Diese Art der Wortverwendung fragt nicht mehr nach etwaigen Theorien, die das Handeln ideologisch begründen. Nachdem ich nun die Geschichte des Begriffs aufgezeigt habe, ist mir wichtig,

² Vgl. dazu Banton, Michael: Art. Rassismus I. In: TRE 28(1997), S. 142-152.

gerade gegen den scheinbar wissenschaftlich untermauerten Rassismus festzuhalten, dass schon seit den 1920er Jahren Psychologen und Sozialwissenschaftler nachgewiesen haben, dass Vorurteile, die mit Rassekategorien spielen, erlerntes Verhalten sind und kein argumentum in re haben, also keine wissenschaftlich begründbare Fundierung.

Aussagen, die sich decken würden mit einer der oben genannten Gebrauchsformen des Wortes Rassismus, gibt es meiner Meinung nach in der Bibel nicht. Die „Rasse“ ist in der Bibel kein Unterscheidungskriterium zwischen Menschen. Dem stünden schon Kapitel eins und zwei der Bibel mit den beiden Schöpfungsberichten entgegen: Die Menschheit als Ganzes entstammt dem Willen und Schöpfungshandeln Gottes. Eine Unterscheidung gibt es nur zwischen den Geschlechtern, wobei auch dies kein qualitativer Unterschied ist. Adam und Eva sind die Stammeltern aller Menschen. Dennoch wird auch in der Bibel häufig unterschieden zwischen „Wir“ und „Die“, mit allen Folgen, die es mit sich bringt, wenn Menschen Grenzen untereinander aufbauen. Die Differenz wird allerdings religiös begründet mit Begriffen wie Erwählung, Volk Gottes, Gesetz. Wie das im Alten Testament konkret aussieht, wird Stadtjugendpfarrer Christian Schulte uns vorstellen. Ich möchte mich auf das Neue Testament konzentrieren. Es gibt einige Texte, die sich mit der Frage der Differenz oder der Gleichheit der Menschen beschäftigen. Eine Perikope möchte ich herausgreifen. Da der Text nicht unbekannt ist und in unserem Zusammenhang wahrscheinlich nicht einmal besonders überraschend, will ich ihn wenigstens auf eine ungewöhnliche Art und Weise vorstellen.

Ich entnehme ihn Benjamin Brittens Werk „The World of the Spirit“, das der damals 24-jährige britische Komponist 1938 im Auftrag der Kirchenredaktion („religious affairs“) der BBC für eine 45-minütige Radiosendung geschrieben hat. Der Journalist Richard Ellis Roberts (1879-1953), der das Libretto verfasste, verbindet darin ganz unterschiedliche Textgattungen miteinander: biblische Perikopen, englische Gedichte, Quäkerliteratur und

Reportagen. Es geht um das Wirken des Heiligen Geistes. Den mittleren Teil überschreiben Britten und Roberts als „Die Früchte des Geistes“, ausgehend von Galater 5,22f: **Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut, Mäßigung.** Hören Sie den Abschnitt: Die Frucht des Geistes ist Glaube.

[Musikeinspielung]

Nach einer anstrengenden Diskussion mit Pharisäern und Schriftgelehrten über die Frage, was religiös rein und was religiös unrein und damit tabu ist, zieht Jesus sich mit seinen Jüngern zurück. Er sucht wohl die Ruhe vor weiteren Auseinandersetzungen. Die Perikope³ nennt als Rückzugsort die Region von Tyrus und Sidon. Die beiden am Mittelmeer gelegenen Küstenstädte gehören zum syrophönizischen Gebiet. Die Städte haben bis heute ihre Namen behalten und sind jetzt pulsierende Großstädte des Libanons. Zur Zeit Jesu gab es in der Region einzelne jüdische Gemeinden. Für den Evangelisten Matthäus war der Landstrich dennoch theologisch betrachtet heidnisches Gebiet. Dies macht er mit einer Veränderung seiner Vorlage deutlich. Die Perikope findet sich nämlich schon im älteren Evangelium des Markus (*Mk 7,24-30*). Matthäus überarbeitet sie entsprechend seiner theologischen Intention. Unter anderem ersetzt er die Herkunftsbezeichnung „Syrophönizien“ durch das Wort „Kanaan“. Das ist im Alten Testament Synonym für das heidnische Umfeld Israels. Und es stimmt: Die Mehrheit der Bevölkerung in Syrophönizien hing paganen Glaubensströmungen an. Aus dieser Gegend kommt eine Frau auf Jesus zu. Wie sich im Dialog gleich zeigen wird, ist sie nicht jüdischen Glaubens. Das ist wohl der Grund, weswegen Jesus sie erst einmal nicht beachtet. Sie strengt sich an, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie läuft auf ihn zu und erhebt ihre Stimme, ja schreit regelrecht: **Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt.** (*Mt 15,22b*) Das ruft sie nicht nur einmal, sondern wie die Verwendung des Imperfekts im griechischen Original zeigt, immer wieder. Doch Jesus ignoriert sie einfach:

³ Zur historisch-kritischen Exegese der Perikope vgl. Luz, Ulrich: Das Evangelium nach Matthäus. 2. Teilbd. Mt 8-7. Zürich, Braunschweig, Neukirchen-Vluyn 1990 (= EKK; I/2), S. 429-438; sowie Konradt, Matthias: Das Evangelium nach Matthäus. Göttingen, Bristol 2015 (= NTD; 1), S. 247-250.

Und er antwortete ihr kein Wort. (*Mt 15,23a*) Sie ist laut und energisch. Sie schreit sich von der Seele, was sie belastet. Sie will unbedingt, dass dieser Wanderprediger, von dem geraunt wird, er könne Wunder vollbringen, ihre Not sieht. Sie will, dass er auch ihr und ihrer Tochter hilft. Jesus aber schweigt. Er interessiert sich nicht für sie. – Auch wenn Jesus sich gelegentlich bitten lässt, trifft mich dieses Desinteresse Jesu. Es passt nicht in mein Bild von unserem Erlöser. Er nimmt die Frau doch wahr, er hört von ihrem großen Leid, und trotzdem erbarmt sich sein Herz nicht. Die in den Evangelien so häufig gebrauchte Wendung „es jammerte ihn“, wenn Jesus das Elend von Menschen sieht, fehlt hier. Jesus lässt sein Herz eben nicht von der Frau anrühren.

Die Jünger dagegen bleiben mal wieder ihrer Rolle treu. Wie bei der Kindersegnung sind sie schnell bei der Hand mit der Idee, die Frau wegzujagen. Sie stört ja nur. Luther übersetzt freundlich: **Da traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Lass sie doch gehen, denn sie schreit uns nach.** (*Mt 15,23b*) Doch was die Jünger eigentlich sagen, wäre besser übersetzt mit: „Schick sie weg! Denn sie schreit uns hinterher.“ Das tut Jesus nicht. Was er allerdings stattdessen zu der Frau sagt, ist mindestens genauso verstörend, wenn nicht noch schlimmer, als wenn er sie einfach fortgejagt hätte: **Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.** (*Mt 15,24*) Mit anderen Worten: Du nicht. Dir helfe ich nicht. Du gehörst nicht zu dem Volk, zu dem ich gesandt bin. – Es ist unfassbar. Jesus zieht mit einem einzigen Satz eine Grenze hoch, hinter der die Frau verschwindet. Sie darf nicht von seiner Gabe profitieren, Menschen zu heilen. Das nicht etwa deswegen, weil Jesus gerade keine Zeit hat. Und auch nicht aus dem Grund, weil ihre Not nicht so schlimm wäre wie die anderer. Nein, sie muss sich nicht hinten anstellen. Sie braucht sich überhaupt nicht anstellen. Jesus hat nicht vor, ihr zu helfen. Und das aus dem schlichten Grund, dass sie nicht zu seinem Volk gehört. Jesus erklärt sich für nicht zuständig. Wenn es nicht in der Bibel stünde, ich würde es nicht glauben!

Die Frau lässt sich nicht so leicht abwimmeln. Sie fällt vor Jesus auf die Knie und erneuert ihre Bitte: **Herr, hilf mir!** (*Mt 15,25*) Und wieder erhält sie eine Abfuhr: **Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.** (*Mt 15,26*) Die nächste Ohrfeige, die Jesus der Frau verbal verpasst. Die Grenze erhält noch einen Stacheldraht. Jesus verwendet ein Bildwort, um seine Position zu verfestigen. Er greift ein Bild aus dem Alltagsleben von Familien auf. Diese hielten sich auch in der Antike zum Teil Haushunde. Nachdem es heute schon Kochbücher für Hunde gibt, ist die Differenz zwischen Mensch und Tier nicht mehr so klar. Zur Zeit Jesu aber leuchtete es den Menschen sofort ein: Natürlich nimmt man nicht Kindern ihr wertvolles Essen weg und verfüttert es an einen Hund. Die Kinder stehen dabei auf der Sachebene für Israel, die Hunde für die Heiden, das Brot ist das Heil. Eine persönliche Demütigung der Frau, die wir vielleicht heraushören, wenn sie von Jesus mit einem Hund auf eine Ebene gestellt wird, ist meiner Meinung nach von Jesus nicht intendiert. Er bleibt sachlich. In dieser Sache allerdings knallhart.

Was tut die Frau nun? Sie wird nicht hysterisch und schreit noch mehr herum, dass sie Hilfe braucht. Sie versucht auch nicht, Jesus auf der emotionalen Ebene dranzukriegen, indem sie das Leid der Tochter in allen düsteren Einzelheiten schildert. Genauso wenig verfällt sie in die Rolle der hilflosen Frau, die von einem starken Mann gerettet werden muss. Alle Klischees über Frauen kann man bei dieser Geschichte getrost in die Tonne kloppen. Die Syrophönizierin begegnet Jesus argumentativ auf Augenhöhe. Obwohl sie vielleicht immer noch vor Jesus auf dem Boden liegt. Denn ob sie nach ihrem Kniefall wieder aufgestanden ist, wird in der Geschichte nicht erwähnt. Das bleibt unserer Phantasie überlassen. Die Frau, deren Namen ich zu gerne wüsste, lässt sich auf Jesu Argumentation ein und wendet sie geschickt gegen den Urheber selbst. Ihr ist bewusst, dass Jesus der Messias Israels ist. Sie spricht ihn selbst mit dem Hoheitstitel „Sohn Davids“ an. Doch die Exklusivität, die Jesus offensichtlich in seiner Sendung sieht, erkennt sie nicht an: **Sie sprach: Ja, Herr; aber doch fressen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen.** (*Mt*

15,27) Die Frau greift Jesu Bildwort auf. Und führt es fort in einer Weise, der nicht widersprochen werden kann. Selbstverständlich fressen die Hunde Brocken und Krümel, die vom Tisch auf den Boden fallen. Das ist normal. Dagegen geht auch kein Hausherr vor. Nun wieder außerhalb des Bildes: Die Frau weiß um die besondere Stellung Israels. Sie kann Jesu Volk sogar eine Vorrangstellung zugestehen. Aber das ist nicht alles. Jesus ist mehr als der Messias Israels. Es gibt einen Überschuss an Heil, den er bringt. Und an diesem kann sie partizipieren. Nun ist es die Frau, die in nur einem Satz die Welt verändert. Mit ihren Worten rollt sie den Stacheldraht wieder ein und reißt die Grenze nieder. Jesus, hier ist Luft und Freiheit! Du kannst auch mir helfen! Das Volk Gottes kennt keine Grenzen, Gott überwindet solche menschlichen Konstrukte!

O woman, great is your faith. **Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst!** (Mt 15,28a) Jetzt ist Jesus doch inflammiert und lässt sich von dieser Frau anrühren. Er spricht sie direkt an. Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen war, dass er das bisher unterlassen hat. Jesus gewährt der Frau ihre Bitte. **Und ihre Tochter wurde gesund zu derselben Stunde.** (Mt 15,28b) Groß nennt Jesus den Glauben der Frau. Groß ist er aber nicht deswegen, weil er sich nicht abschrecken lässt von Jesu wenig charmanter Zurückweisung. Groß ist er deswegen, weil er mehr erkennt, als Jesus selbst bisher erkannt hat und als es auch sein Umfeld verstanden hat. Der Glaube der Frau akzeptiert Jesus als den Messias Israels und begreift zugleich, dass Jesus als der Messias Israels auch der Retter der ganzen Welt ist. In der Erzählung von der syrophönizischen Frau scheint schon die Universalität des Heils Gottes für alle Menschen in Jesus Christus auf. Etwas, das offensichtlich Jesus selbst erst lernen muss. Nur in einer einzigen anderen Heilungsgeschichte im Matthäusevangelium redet Jesus noch einmal von dem besonderen Glauben des Bittenden. In Kapitel 8 ist Jesus erstaunt von dem Glauben des römischen Hauptmanns von Kapernaum, der überzeugt davon ist, dass Jesus seinen Knecht heilen kann. Verwundert ruft Jesus aus: **Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!** (Mt 8,10b)

Zwischen Kapitel 8 und Kapitel 15 finden etliche Heilungen statt: Jesus heilt die Schwiegermutter des Petrus, zwei besessene Gadarener, deren Dämonen in eine Herde Säue fahren, einen Gelähmten, die blutflüssige Frau, zwei Blinde und einen Stummen, einen Mann am Sabbat und zahlreiche Kranke in Genezareth. Jesus weckt sogar die Tochter des Jairus von den Toten auf. Doch nicht einmal bei der blutflüssigen Frau sagt Jesus, sie habe einen großen Glauben. Dabei war der aus meiner Sicht wirklich groß. Sie war nämlich überzeugt davon, dass Jesus gar nicht bemerken muss, dass sie da ist. Allein wenn sie seinen Mantel anfassen könnte, würde sie geheilt werden. Sie setzte ihre Hoffnung auf diese schlichte Geste und wurde nicht enttäuscht. Sie wurde tatsächlich geheilt. Jesus, der die Berührung spürte, sagte zu ihr: **Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen.** (*Mt 9,22*) Dein Glaube hat dir geholfen. Nicht dein großer Glaube. Alle Geheilten waren überzeugt davon, dass Jesus sie heilen könne. Manchmal nennt Jesus in den Perikopen diesen Glauben explizit als Grund für die Heilung. Aber der Glaube des Hauptmanns von Kapernaum wie der der syrophönizischen Frau sind so ungewöhnlich, dass Jesus sie besonders herausstellt. Denn es war auch für ihn selbst erstaunlich, dass ausgerechnet diese beiden Heiden ihr Vertrauen in ihn setzten und damit alle bestehenden religiösen Grenzen überwandten.

Ja, Herr; aber doch fressen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Die syrophönizische Frau weist Jesus den Weg, den er selbst noch nicht zu kennen scheint. Er bringt das Heil nicht nur für Israel, er bringt es für die ganze Welt. Jesus selbst wird im Matthäus-Evangelium davon erst nach Ostern als Auferstandener sprechen. Da ist die Universalität des Heils auch bei ihm Gewissheit. In den letzten Versen des Matthäus-Evangeliums, im sogenannten Missionsbefehl, bricht sie sich Bahn. Jesus sprach zu seinen Jüngern: **Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum geht hin und macht zu Jüngern alle Völker: Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und**

des Heiligen Geistes und lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. (Mt 28,18-20) Die Begegnung der syrophönizischen Frau mit Jesus greift daher voraus auf die Zukunft Gottes. Mit den Worten des Reformators Jean Calvin (1509-1564) gehört sie zu den Vorzeichen dessen, was nach Ostern sein wird.

Daher ist es ein Glücksgriff oder theologisches Wissen, wahrscheinlich letzteres, dass Richard Ellis Roberts und Benjamin Britten ausgerechnet diese Heilungsgeschichte herausgreifen, um damit zu verdeutlichen, dass Glaube eine Frucht des Heiligen Geistes ist. Denn der Geist bewirkte in dieser Frau noch mehr als in anderen. Er ließ sie nicht nur ihr Heil bei Jesus von Nazareth suchen. Er ließ sie auch vorausahnen, dass in Jesus etwas wirksam ist, das alle Grenzen von Menschen überwindet. In Jesus bezwingt Gott die bittere und scheinbar unumstößliche Realität von Krankheit und Schmerz und die so oft daraus folgende Erfahrung von Elend und Not. Begrenzungen menschlichen Lebens, die von der Natur ausgelöst sind und dann von Menschen verstärkt werden. Gott überwindet aber auch die Grenzen, die wir Menschen selbst errichten. Sein Heil kennt diese Schranken nicht. Es ist grenzenlos und gilt für alle, Männer und Frauen, Kinder und Senioren, Menschen in Asien, Afrika, Amerika, Australien und Europa. Gottes Heil ist universal. Soziale Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit, gar Rassismus können unter dem Zuspruch von Gottes Heil daher nicht bestehen. Sie passen nicht zum christlichen Glauben. Auch wenn es in der Geschichte und in der Gegenwart genug Menschen gibt, die das ausblenden und nicht verstehen wollen.

Dass Gott unsere Grenzen überwindet, müssen nicht nur wir immer wieder aufs Neue verstehen und im Zusammenleben die Konsequenzen daraus ziehen. Das mussten auch schon die großen Gründungsgestalten des Christentums lernen. Um Paulus auf den richtigen Weg zu bringen, musste Jesus sehr deutlich werden. Für Paulus waren die

religiösen Grenzen klar und deutlich. Juden hatten sich an das Gesetz des Mose zu halten. Deswegen verfolgte er die Anhänger des Nazareners, die dabei waren, sich als Christen von den Juden als Sekte abzuspalten. In einer dramatischen Lichterscheinung stoppte Christus den religiösen Eifer und die Engstirnigkeit des Paulus. **Saul, Saul, was verfolgst du mich?** (*Act 9,4*) Im Damaskuserlebnis bekehrte Christus Paulus und machte ihm klar, dass das Heil in ihm universal für alle Menschen gilt. Auch der Apostel Petrus, der doch den Missionsbefehl gehört hatte, musste das erst lernen. Ihm brachte Gott das durch einen Traum und die Begegnung mit dem Heiden Kornelius, wiederum einem römischen Hauptmann, nahe. Petrus sah in einem Traum einen Tisch voller Essen, das er verabscheute, weil es ihm als unrein galt. Eine Stimme aus dem Himmel forderte ihn auf, es zu essen. Petrus lehnte entsetzt ab. Die Stimme aber wies ihn zurecht: **Was Gott rein gemacht hat, das nenne du nicht verboten.** (*Act 10,15*) Der Traum brachte Petrus auf die Spur, dass Gott auch die Heiden als sein Volk akzeptiert und sein Heil auch für sie gilt. Als der römische Hauptmann ihn am nächsten Tag zu sich nach Hause einlud, konnte er seine bisher im Herzen verankerten Grenzen überwinden und den Hauptmann aufsuchen. So wurde Petrus zum ersten der Apostel, der einen Heiden taufte.

Fremde sind fremd. Sie leben anders, das macht Angst und führt zu Abwehr. Dass Gott aber keine Grenzen zwischen Menschen erkennt, das war für die urchristliche Gemeinde ein Lernprozess, es wurde von Christinnen und Christen im Lauf der Geschichte immer wieder vergessen und es bleibt auch für uns Christen heute eine Herausforderung. Wir sprechen selbstverständlich vom Heil Gottes für alle Menschen, aber wie sieht es aus in unseren Kirchengemeinden? Wie viele Fremde ertragen wir da? Welche Grenzen haben wir errichtet und wie können wir sie überwinden? Diesen Fragen will ich im zweiten Teil, der Gruppenphase, nachgehen. Vorher will ich aber noch einmal die syrophönizische Frau zu Wort kommen lassen. Ich hätte viel ausführlicher über Petrus oder über Paulus sprechen können. Aber mich hat diese Frau stärker fasziniert. Ihr sind nur wenige Verse in der Bibel gewidmet. Und doch hat sie von Gott so viel mehr verstanden als die Menschen um sie

herum: Sie sah die Zukunft Gottes. Deswegen noch einmal Benjamin Britten, The World of the Spirit. [Musikeinspielung]